

„Schnelldampfer Moltke“

Am 6. Januar 1912 schiffte sich Herman Bang in Cuxhaven auf dem Schnelldampfer Moltke zu seiner geplanten Weltreise ein. Die Reise führte über Genua nach New York, wo Bang am 22. Januar ankam. Er nahm Aufenthalt im Hotel Astor, Times Square, um am 23. Januar im Hotel Brevoort in der Fifth Avenue vor der dänischen Auslandsgemeinde zu lesen. Am 25. Januar reiste er von New York mit dem Zug nach San Francisco. Am 26. Januar war er in Chicago, wo er vom University of Chicago Club zum Festessen eingeladen war. Am 28. Januar wurde er nach einer Gehirnblutung im Zug zwischen Cheyenne und Ogden (Utah) bewußtlos in seinem Abteil vorgefunden. Am 29. Januar verstarb er – ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben – im Thomas D. Dee Memorial Hospital in Ogden (Utah). Sein Leichnam wurde nach Kopenhagen übergeführt und nach einem Gottesdienst, den Oscar Geismar in der Jesuskirche zu Valby hielt, auf dem Vestre Kirkegård in Kopenhagen begraben. Das Grab ist anonym, befindet sich jedoch in der Abteilung B, Reihe 9, Nr. 8 unter einer Blutbuche.

Bang sprach kein Englisch.

Der Schnelldampfer Moltke wurde 1901 von der HAPAG in Dienst gestellt. Ursprünglich für die deutsche Reichspostdampferlinie nach Ostasien gebaut, kam die Moltke jedoch ab 1906 auf dem Nordatlantik zum Einsatz. Ihre normale Route führte von Cuxhaven über Genua nach New York und zurück.

Technische Daten:

Bauwerft: Blohm & Voss, Hamburg

Stapellauf: 27. August 1901

Abbruch: 1925

Länge: 127,5 m. Breite: 18,9 m

Vermessung: 12 335 BRT

Besatzung: 252 Mann

Antrieb: Zwei Vierfach-Expansions-Dampfmaschinen

Maschinenleistung: 9 500 PS (6 987 kW)
Geschwindigkeit (maximal): 16 kn = 30 km/h
Zugelassene Passagierzahl: 1. Klasse: 333; 2. Klasse: 169; Zwischen-
deck: 1 600.

Fritsche bringt meinen Tee.

Und kaum habe ich mein Haupt vom Kissen erhoben, frage ich:

„*Fritsche* – wie alt sind Sie?“

Fritsche zuckt zusammen, während er den Tee hinstellt.

„Fünfundfünfzig“, sagt er.

„Hm, und wie lange fahren Sie schon zur See?“

„Dreiundzwanzig Jahre“, antwortet *Fritsche*.

„Dann haben Sie als Steward begonnen.“

Fritsche bekommt seinen normalen Gesichtsausdruck zurück. *Fritsche* hat immer einen bekümmerten Ausdruck im Gesicht. Die Beine sind flink genug und springen. Aber das Gesicht ist so still bekümmert wie das einer Nachtschwester, und er spricht wie ein Küster, der durch einen Dom führt.

„Ach ja, meine Frau ist ja gestorben, das habe ich Herman Bang erzählt, und mit zwei Kindern blieb ich zurück –, und dann bin ich auf Reisen gegangen. Und dann auf der See, mein Herr, wenn man einmal dort *ist*, dann *ist* man dort ... Bei der Gesellschaft ist es nun im dreizehnten Jahr ...“

„Das ist eine lange Zeit“, sage ich.

Fritsches Stimme ändert sich leicht, aber die Hände hält er immer noch gefaltet.

„Aber die Zeiten sind schlecht“, sagt er, „es gibt zu viele Linien. So hat das verehrte Publikum zu viele Möglichkeiten, um überall hin zu reisen. Und immer noch – nämlich wegen der Konkurrenz – setzen die Gesellschaften die Preise herab, so daß viele, die heutzutage reisen, mein Herr, überhaupt nicht die Mittel dafür haben.“

„Das ist wahr“, sage ich und lache laut.¹

„Aber das wird noch schlimmer“, sagt Fritsche, und sein Kopf fährt hin und zurück, hin und zurück, wie der Klöppel einer Kirchenglocke, „viel schlimmer ...“

„Aber“, fährt er fort, und sein Kopf hält plötzlich inne, „man hat ja doch auch sein Vergnügen. Wir haben unten ja die Kegelbahn – die Kegelbahn macht Spaß ...“

„Eine Kegelbahn – hier?“ sage ich, und im Bett mich aufrichtend merke ich, wie das Schiff zittert.

„Nein, in Genua ... dort sind zwei, verstehen Sie, Hr. Bang, aber ich halte mich an Friedrich. Denn er ist ein alter Kollege. Und dort haben wir es gut, wenn wir in Genua liegen ... auf der Kegelbahn.“

Jetzt klingelt Hr. v. Tschirnitz; und jäh dreht Fritsche sich um.

„Das macht er aber schon lange“, sage ich. Der Vormittag ist Hr. v. Tschirnitz' beschwerlichste Zeit: Pflege der Hände und Nackenscheitel sind auf dem Ozean für einen ungeduldigen Mann etwas mühsam.

„Feiner Herr, feiner Herr“, sagt Fritsche, und seine flinken Beine sind bereits an der Tür.

„Aber es wird noch unruhiger, Hr. Bang“, und seine Stimme bekommt wieder ihren Küsterklang – heute wird es unruhig.“

Und draußen ist Herr Fritsche.

Das Schwanken des Bodens ist nervöser geworden, noch stärker, während man durch die Gänge geht, und hält man sich an den Wänden, wackeln auch diese. An einer der Treppen steht der Decks-Steward:

„Ziemlich unruhig“, sagt er.

Er ist kräftig gebaut, ein wenig unwirsch und hat einen Hintern wie ein Schiffer aus Rostock.

Im Speisesaal reicht mir der Ober-Steward die erste Apfelsine des Tages. Er hat Wesen und Haltung eines Reserveoffiziers und manikürte Hände. Ich muß an Fritsche denken und frage plötzlich:

„Haben Sie Kinder?“

„Ja, zwei.“

„Aber Sie sind doch so selten in Hamburg.“

„Im letzten Jahr“, antwortet der Ober-Steward mit dem gleichen Lächeln, „hatte ich vier Wochen Ferien.“

Durch die Fenster des Speisesaales sieht man die graublauen Wellen wachsen. Es ist, als zöge das Schiff sich zusammen und streckte sich dann und setzte in einem Sprung – über die Welle.

Als ich aber in den Friseursalon hinunter komme, herrscht überall Verwirrung. Wasser ist eingedrungen. Das Luk war nicht geschlossen. Der Meister, der so dick und rotfleckig wie ein westjüt-ländischer Gastwirt ist, ist so zornig, daß er zittert:

„Hm – was habe ich gesagt? Schließt das Luk, habe ich gesagt, und Donnerwetter ... als ich auf meiner ersten Reise war – ich fahre jetzt im fünfzehnten Jahr, mein Herr, – auf meiner ersten Reise war ich seekrank wie eine Katze ... Aber was ich tun mußte, erledigte ich und erbrach mich wie mit Kübeln ...“

Der Geselle gibt keine Antwort. Er hat dünne Finger wie ein Schreiber in der Amtsstube eines Vogts und traurige Augen unter den feuerroten Augenbrauen. Er stammt aus Neubrandenburg.

„Kennen Sie Neubrandenburg?“ fragte er gestern, „es ist so schön in Neubrandenburg. Es liegt mitten im Wald. So eine kleine Stadt mitten im Wald.“

Dort wohnt auch seine Verlobte, und er hat damit begonnen, sich zu beeilen, um sich niederlassen zu können.

„Jawohl, Fräulein, jawohl“, sagt der Meister plötzlich hinter uns.

Es ist Mrs. Prowers Dienstmädchen, das eine graumelierte, gelockte Damenperücke durch die Türe gereicht hat und gefragt hat, ob sie bis zum Fünfuhrtee fertig sein kann.

Der Meister hält die mitgenommene Perücke hoch in die Luft.

„Auch ein Geschäft“, sagt er und lacht über sein ganzes Gastwirts-gesicht, während er die ganze Überschwemmung vergessen hat.

Hr. v. Tschirnitz saust durch die Türe wie ein Sturmwind.

„Was zum Teufel“, sagt er und wirft seine Leutnantsbeine in einen Stuhl, während er das Durcheinander mustert, „wollten die

Haie ihre Fläschchen verschlingen?“

„Herr Leutnant“, sagt der Geselle mit seiner weichen, schwind-süchtigen Stimme, „heute morgen stand das Wasser so hoch im Gang. Eine Welle hatte die Eisentüren eingeschlagen. Das Wetter ist hart.“

„Ja“, sagt der Leutnant, „nur der Teufel kann sich bei solch einem Wetter frisieren.“

„Gehen Sie aufs Deck?“ fragt er mich.

„Ja. Aber zuerst zum Arzt.“

An der Türe grüße ich den Mann aus dem Norden, der sich erschöpft unter das Messer des Meisters begibt.

Der Arzt hat viel zu tun, zwischen seiner Watte und seinen Fläschchen, die in ihren Schränken wanken.

„Man glaubt nicht, daß ein Schiffsarzt etwas zu tun hat“, sagt er, „wir haben vier Krankenstationen – aber vorläufig keine Patienten. Aber heute morgen hat ein Mann sich am Kopf verletzt – einer vom Zwischendeck. Er geht hinaus aufs Deck und wird von einer Woge umgerissen. Aber niemand denkt daran, welche Macht das Wasser hat – eine ungeheure Gewalt in einem Wetter wie diesem.“

„Ja, eine ungeheure Macht“, wiederhole ich, fast ohne es be-wußt aufzunehmen und erblicke auf einmal die langen Wellen vor mir.

Und während wir beide schweigen, ächzen die vielen Schränke in dem großen Raum unter dem Rollen des Schiffs.

„Das Barometer fällt“, sagt der Arzt und reicht mir meine Medi-zin.

Aber als ich in den Gang vor komme, steht v. Tschirnitz in lebhaftem Gespräch mit dem Ersten Schiffskoch. Der Erste Schiffskoch trägt ein Taschentuch um den Hals und einen resignierten Ausdruck im Gesicht wie alle Köche, deren Därme die all zu vielen Soßen nicht ertragen.

„Mein Herr“, sagt er zu Hr. v. Tschirnitz, „die Kunst, auf dem Schiff zu kochen, ist etwas ganz besonderes – eine Sache für sich ... Setzen sie einen Koch vom Land in diese Küche, mein Herr; ich

habe zehn Köche, und ein Koch vom Lande fände keinen Platz für zwei. Die Kunst besteht aber darin zu verproviantieren und dann mit dem Vorrat für die Herrschaften abwechslungsreich zu kochen ...“

„Ganz richtig!“ nickt v. Tschirnitz.

„Wir bieten fünf Arten von Verpflegung“, fährt der Erste Schiffskoch fort, „erste Klasse, zweite Klasse, Offiziersmesse ...“

„Ja“, sagt v. Tschirnitz, „es ist wirklich eine reine Wissenschaft.“

Und der Erste Schiffskoch, dessen Gesicht sich beim Wort „Wissenschaft“ erhellt, sagt und nickt:

„Es ist eine Sache für sich.“

Und er kehrt wieder zu seinen fünf Arten von Verpflegung zurück.

Der Ober-Steward ist dazugekommen und lächelt:

Auf dem „Imperator“² ist es doch noch etwas anders“, sagt er, „dort müssen siebenhundert Personen im Speisesaal essen.“

Wir gehen hinauf auf das Deck, wo die Leute sich ergehen, in Mäntel und Umhänge gehüllt. Madame füttert Möwen mit Brot aus einem großen Korb.

Hr. v. Tschirnitz bleibt einen Augenblick stehen und sieht nach den kreisenden Vögeln – wie weiße Blumen scheinen sie über dem bläulichen Wasser.

„Es sind viele“, sagt er, „es gibt Sturm.“

Wir bleiben vor dem Speisesaal stehen, am Geländer, und mitten in einer kleinen Gruppe von Menschen blicken wir hinab auf das Mitteldeck.

Sie sind dort unten alle draußen, jetzt wo die Sonne scheint.

Dort sind alte Frauen in bunten Schürzen, älter und gebeugt, die Arm in Arm miteinander schwatzen, gedankenlos, wie vor der Kirche, auf dem Kirchplatz in Polen; und Kleinrussen³ in bunten Stickereien, die noch vom letzten Rausch von Europas Alkohol leicht taumeln, und junge Juden in scheckiger Sommerkleidung, in der ihre Glieder frieren; und Bauern, die ihre Bündel nicht loslassen,

sondern sie in ihren Händen mit sich schleppen, als schleppten sie sich eine Landstraße entlang; und junge Mädchen – wo führt ihr Weg hin –, die in grauen Schals frierend über das Meer starren; und zwei Burschen, die, bereits betrunken, jetzt in der morgendlichen Stunde, vor den Leinenzelten nach ihrem Essen schreien; und Kinder; und zwei alte Männer, die in Wämser gekleidet, die mit Tauen zusammengebunden sind, auf ein paar Trossen sitzen, als wären sie an einem Kreuzweg auf einem Stein zusammengesunken.

Und während wir beständig auf diesen Marktplatz hinab blicken, sagt plötzlich der junge Kaufmann aus Lima – und seine Stimme zittert auf ein Mal vor Entrüstung, einer Entrüstung, die Gefühle ausdrückt, die er vielleicht nicht einmal selbst kennt:

„Denken Sie – es sind ja die glücklichsten Tage ihres Lebens.“

Der Mann aus dem Norden, der neben ihm steht, richtet seine Augen auf ihn.

Der Schwarm unten ist weg. Der Sturm nimmt zu. Sein Ton ist tief oder vielleicht weiter weg, fern, als käme er von allzu weit her und erreichte uns nie ganz. Und die Wogen sind länger geworden, ganz lang, als würfen sie sich nach vorne und wollten das taumelnde Schiff fangen.

Und das Schiff schüttelt seine Masten wie das edle Tier seine Mähne.

„Ich will mich zum Mittagessen umziehen“, sagt v. Tschirnitz – das will er jeden Tag.

„Folgen Sie mir hinab zu den verdammten flachbödigen Koffern.“

Fritsche muß mit und den Weg weisen, und wir gehen viele Treppen hinab, zuletzt über Eisenleitern, die in Räume führen, wo die Decken niedrig sind, und wir treffen Küchenjungen, die Abfall wegschleppen, und Wäscher, die Kleidung schleppen. Und die Aufschriften stehen in eisernen Lettern auf den Wänden und sind italienisch.

„Aha!“ sagt Tschirnitz, und sein Gesicht verzieht sich plötzlich, „hier ist genügend Gedränge, wenn der Dampfer nach Genua

fährt.“

Aber Fritsche ist bereits bei den Koffern, wo v. Tschirnitz' siebenundzwanzig Kostüme herausquellen.

Als wir wieder auf die „Promenade“ hinaufkommen, treffen wir Mr. Ewans, der sich dort ergeht.

„Sehen Sie nur, sehen Sie nur den Amerikaner!“ sagt v. Tschirnitz, „er springt auf dem Deck im Sturm herum, als liefe er auf einer Landstraße Marathon ... Aber Amerika – – sind Sie schon einmal dort gewesen?“

„Nein, Tschirnitz.“

„Hm. Aber Amerika“, sagt er (Gott weiß, wie er darauf kommt) Amerika ist wirklich kein Land für Leute mit sauberen Fingern. Aber, zum Teufel, ich muß nach dem Graf schauen!“

Und wie ein Blitz ist Tschirnitz weg. Der Graf ist sein Onkel, dessen Erbe er sein soll und wegen dem er die Armee verlassen hat, um ihm auf zwanzig Jagdzügen jährlich in allen vier Weltteilen zu folgen.

Als wir die kleine Treppe hinabgehen wollen, liegt ein Maschinist auf den Stufen und sperrt sie mit Stahldraht ab.

„Was ist los?“ frage ich.

„Die Treppe ist etwas zu steil“, antwortet der Mann höflich.

Aber Tschirnitz, der zurückgekommen ist (der Graf speist in seiner Kajüte), schiebt die Absperrung zur Seite:

„Man wird hier wohl hinabgehen können“, sagt er, und wir gehen hinab.

Das Schaukeln der Böden hat die weißen Wände angesteckt, die wie in schmerzlichen Rucken wanken.

Alle sind bei Tisch, und sie sind beim zweiten Gericht. Madame hat einen Wolfshunger, weil sie in der Turnhalle zwei Stunden lang auf einem künstlichen Pferd geritten ist. Der Berliner, der alles weiß und deswegen alles erklären kann und dies auch sehr laut tut, redet von der enormen Preissteigerung bei Kaviar: „Vor zwanzig Jahren bekam man ein Pfund ordentlichen Kaviar für vier Mark⁴ – und nun, meine Herren, treibt man nicht einmal ungenießbaren Kaviar

für sechzehn Mark auf ... in Berlin.“

„Stimmt“, sagt der Bankier aus Österreich, dessen etwas zu viele Brillantringe um seine Gabel blitzen.

„Und warum, warum, meine Herren?“ fährt der Berliner fort, „der allgemeine Wohlstand hat sich erhöht. Alle möchten Kaviar essen. Zuletzt wird ein Kenner nicht einmal für Gold ein ordentliches Produkt auftreiben können.“

„Ja“, sagt der brave Mann aus Krefeld (er hat so viel Bart im Gesicht, aber so freundliche Augen hinter der Brille), „wir in Krefeld müssen ja so viele Dinge aus Köln kommen lassen.“

Eine Dame hebt ihren Kopf.

„Regnet es?“ fragt sie mich.

„Nein, gnädige Frau, das ist sicher der Sturm.“

Madame, die in Gedanken immer noch bei dem künstlichen Pferd ist, will die Weltreise überhaupt als Abmagerungskur nutzen. Es gibt nichts, absolut nichts, was so abmagern läßt wie der Ozean.

Alle reden jetzt vom Abnehmen, von Kuranstalten und Weltreisen. Der junge Referendar hat den ganzen Herbst lang viele Bücher über Indien gelesen.

„Man muß es doch, nicht wahr?“ sagt er, „man muß doch was wissen.“

„Aber“, schließt er, „im großen und ganzen ist die Reise nett.“

Die Glaskuppel des Speisesaals klirrt wie unter einem Wolkenbruch, während die Stühle, auf denen wir sitzen, schwanken.

Madame hat ihren Kopf gedreht.

„Warum hat man alle Lampen angezündet?“

„Ich glaube, die Wellen machen dunkel, gnädige Frau.“

Und plötzlich schaut Madame durch das Fenster: Die Wellen stehen wie lebende Berge vor allen Scheiben des Saales.

„*Grand Dieu!*“ Und Madame läßt die Apfelsine auf ihren Teller fallen, während der junge Ingenieur aus Havanna, dessen Blick dem eines Raubvogels im Käfig gleicht, ihr bleiches Gesicht mit seinen Augen verschlingt.

Die junge Dame mit dem Regen sagt plötzlich:

„Ein Mann auf dem Zwischendeck hat sich fast seinen Kopf zertrümmert ...“

„Gnädige Frau“, sagt Tschirnitz, der nie an Tischgesprächen teilnimmt, „es kommt sogar vor, daß die Wellen ein Schiff in Stücke schlagen ...“

Man erhebt sich, während der Berliner davon spricht, daß er trotzdem für seine Ferienreise Südamerika gewählt hat. „Südamerika, das, meine Herren, das Land mit der deutschen Industrie ist und bleibt, und, nicht wahr, man verknüpft das Nützliche mit dem Angenehmen.“

Mr. Ewans steht mitten im Saal und starrt hinauf in die ächzende Kuppel.

„Nun hagelt es“, sagt er und lacht hinauf zum Glasdach.

Hr. v. Tschirnitz und ich sind zum mittleren Fenster des Saales gegangen. Das Schiff erhebt seinen schwankenden Steven und sprengt die steigenden Wogen und hebt sich und hüllt sich in Wasser. Man steht da wie in einem weißen Rauch von Dynamit, wenn Berge gesprengt werden.

„Wie schön.“

„Ja, wie schön.“

Der Vordersteven hebt und senkt sich und sprengt die neuen Berge und wird in neue Wolken gehüllt, während der Sturm, der anschwillt, wie ein fernes Dröhnen ertönt, – ein Dröhnen von Ehrensäulen über den Weiten des Ozeans.

„Kommen Sie!“

Wir gehen durch den Gang, wo, in einer Ecke, eine Gruppe von jungen Köchen sich nach dem Mittagessen versammelt hat. Sie sprechen von dem „Imperator“, dessen Modell sie in Hamburg gesehen haben, von den Kühlräumen und den gewaltigen Küchen, den Aufzügen, die die Speisen befördern, und den Ställen für das mitgeführte Geflügel.

Aber wir gehen an ihnen vorbei, die schwankenden Treppen hinauf. Die Passagiere dösen in den Lehnstühlen, in Decken gehüllt. Der Graf schläft mitten unter ihnen mit offenem Mund. Zur Freude

von Hr. v. Tschirnitz schläft der Onkel immer, nur dann nicht, wenn er auf seinen Jagdzügen Wild aufspürt.

„Man schläft“, sagt Tschirnitz zum Arzt, der vorbeikommt, „das macht die Luft.“

„Ja, das sind Sie, der das sagt.“

„Und was sagen *Sie*?“

„Die Leute schlafen aus Unruhe“, antwortet der Arzt, „*alle*, selbst die, die es nicht merken, sind innerlich unruhig, auf einer Reise wie dieser – sie haben Fieber, und dann schlafen sie ...

Aber“, sagt der Arzt und blickt über das Meer, „nun werden sie wohl bald geweckt.“

Moltke, 17. Januar 1912.

II

Der Himmel ist grau geworden und hängt tief – ein Grau mit Streifen von Weiß durchsetzt, das weiße und lautlose Blitze durch die Wolken des Himmels schob.

Der Deck-Steward steht an der Treppe, die Hände in seinen Taschen und das Rostocker Hinterteil zu uns gewandt.

„Unruhig, meine Herren“, sagt er, „es wird noch schlimmer.“

Es scheint, während wir weiter gehen, als ob das Schiff Angst bekäme und nicht vorwärts wollte, aber müßte, und der Schlag der Wellen klingt wie lange Hiebe, beantwortet vom angstvollen Stöhnen der Schraube.

Wir schauen in die zweite Klasse. Frauen und Fräulein stricken und nähen wie die feinen Bürgersfrauen aus Pommern, und junge Männer spielen Fangen auf den schwankenden Treppen, so lustig wie Schuljungen in der Pause.

„Diese Leute gehen auf ihren Platz“, sagt Tschirnitz, „sie wissen, wo sie hingehören.“

Ich stehe alleine auf dem Heck: Das Wasser türmt sich hinter

uns zu gräulichen Gebirgen auf, und von ihren Kämmen ergießt sich der Schaum des Meeres wie ein Wasserfall, der zersplittert und geteilt wird. Und plötzlich wird die gewaltige Schraube aus dem Wasser gehoben, und ohnmächtig prügelt sie die leere Luft mit einem Dröhnen wie von hundert Propellern und stürzt wieder ins Meer ...

„Wo bleiben Sie denn?“ ruft Tschirnitz, der neben einem jungen Mann steht.

„Und wie lange spielen Sie schon auf See?“ fragt er den jungen Menschen.

„Dies ist meine erste Reise.“

„Hm“, sagt Tschirnitz, und während er plötzlich das junge und schlanke Blut an seiner Seite mustert, wie man ein Pferd bei einer Musterung prüft, fügt er hinzu:

„Sie werden bei den Mädchen in Westindien⁵ Glück haben.“

Der schlanke Musiker lächelt gegen das schäumende Wasser:

„Deswegen reise ich dorthin“, sagt er.

Die Schar der Möwen verdichtet sich über unseren Köpfen, und sie schreien, wir aber hören dies wegen des tosenden Meeres nicht. Aber das Stöhnen der Schiffs klingt wie Seufzer unter den Füßen:

„Kommen Sie!“

Es ist menschenleer auf allen Decks, während die Dunkelheit langsam hereinbricht, und die großen Lüftungsrohre schweigsam ihre roten Rachen in die Nacht erheben, die herabfällt.

„Kommen Sie doch!“

„Ja!“

Ich kann nicht mehr stehen, sondern werde von den Stößen des Schiffes nach vorne geschleudert:

„So kommen Sie doch!“

„Ja!“ Und ich werde wieder nach vorne geschleudert.

Im Damensalon ist es leer. Das Künstlertrio spielt alleine. Nur Mrs. Prower sitzt regungslos mit ihrem Buch, in ihrem weißen Hermelin, unter ihrer gelockten Perücke, und in der Ecke räkelt sich der junge Spanier auf einem Sofa – hingefläzt wie ein junges Tier.

Der Ober-Steward bietet uns Tee an und sagt mit seiner angenehmen Stimme, die der des ersten Schauspielers in einem Gesellschaftsstück gleicht:

„Im November war die Reise sehr ungemütlich. Das Wasser riß die Reling fort ... Die Herren haben gesehen, sie ist aus Eisen – und hier war nicht mehr vom Vormast als soviel zu sehen ...“

Durch das Saalfenster sehen wir den Vorderstevan des Schiffes wie die zuckende Brust eines durchgehenden Rosses.

„Und wir, meine Herren, haben zwei Tage und Nächte lang unser Bett nicht mehr gesehen.“

Die Stühle, in denen wir sitzen, schwanken mit einem Stampfen, das sich auf unsere eigenen Körper überträgt, und das Dröhnen der herausgehobenen Schraube in der Luft übertönt fast den Lärm des Sturms.

„Aber die Passagiere, meine Herren, die Passagiere haben so gut wie nichts bemerkt ... Die Passagiere haben ja immer Mühe, die tatsächliche Gefahr zu beurteilen ... ob überhaupt *Gefahr* besteht, meine ich.

Und man soll ja auch niemals die Herrschaften beunruhigen.“

Ein Offizier eilt von der Kommandobrücke die Bibliothekstreppe hinab, durch die Vorhalle, und plötzlich ergreift der Geiger das weiße Geländer vor sich, mit beiden Händen, während die Musik verstummt.

„Was spielen Sie?“

„Tristesses d'amour“⁶, antworte ich.

Auf einen Wink des Ober-Stewards setzen die Stewards plötzlich die Blenden vor alle Saalfenster – mit einem Knall, als ob der eiserne Vorhang fiel, und der Offizier eilt in seinen Wasserstiefeln durch die Halle zurück, zu den Wasserfluten in der Kommandobrücke. Beim Lärm der Blenden hat sich der Spanier erhoben, und wie einer, der aus dem Schlaf geweckt wurde, sieht er verwirrt umher und lacht und lacht ...

Hinter den Blenden rüttelt der Sturm, als würde dauernd ein Tuch den Wänden der Kajüte entlang geschleift.

„Hör auf, zum Teufel!“ ruft Hugo Tschirnitz dem Spanier zu, der immer noch lacht, ohne aufhören zu können.

Aber der Mann aus dem Norden, der sich zu uns gesetzt hat, hat aus der Hand des Stewards das „Transatlantische Tageblatt“⁷ genommen und liest die Marconi-Telegramme⁸.

Der König und die Königin von England haben beschlossen, ihren Aufenthalt in Indien abzukürzen.

Aber v. Tschirnitz hat sich erhoben:

„Ich halte das Schlingern des Stuhls nicht mehr aus!“

Und ruhiger fügt er hinzu:

„Lassen Sie uns ins Bad gehen!“

Draußen in der Halle steht der Spanier, und wie einer, der noch nicht ganz wach ist, sagt er:

„Ich glaube wirklich, das Wetter ist schlimmer geworden ...“

„Aber das Wasser in den Zubern ist unruhig“, sagt der Bademeister.

„Das macht nichts!“

Und ich werde hinein gelassen.

Der Lärm tost zwischen den eisernen Wänden der Badekammer wie ein betrunkenener Riese: Der Lärm des Meeres und der Lärm des Sturmes und der Lärm des Schiffes: Nun hebt sich der Propeller, als wäre man eingesperrt, eingesperrt in eine Zelle mit dem Orkan selbst. Und der Zuber mit dem schwappenden Wasser schaukelt unter dem nackten Körper.

„Der Sturm nimmt zu“, sagt der Stewart.

„Ja!“

Das Signal zum Abendessen ertönt und verweht: Wir müssen uns ankleiden. Hugo v. Tschirnitz und ich setzen die Haken in die Türen, die einander unmittelbar gegenüber liegen. Durch die Türöffnungen kann ich v. Tschirnitz in seinem Spiegel sehen. Bürsten und Fläschchen fallen einem aus den Händen, man kann sich kaum anziehen.

„Was ist denn los, was ist los?“ ruft Tschirnitz plötzlich.

Das Schiffshorn hatte aufgestöhnt ... und nun wieder und wie-

der; heiser wie ein Stöhnen, das Stöhnen eines Menschen durch den Lärm.

„Was ist los, was ist los!“ ruft Tschirnitz.

„Das ist sicher Schneegestöber.“ Und das Horn stöhnt wieder auf.

„Schneegestöber!“ ruft Tschirnitz, den ich vor seinem Spiegel sehen kann.

Und das Horn ertönt wieder, widerwillig, als wäre es müde und könnte und wollte nicht mehr, aber weiter blökt es hinein in den Sturm.

Während Tschirnitz und ich, jeder vor seinem Spiegel – und wir wissen, wir können einander sehen - unsere Nägel mit Creme einreiben ...

An der Türe zum Speisesaal treffen wir den Grafen, der alle so aufrecht grüßt, als grüßte er eine Jagdgesellschaft auf seinem Gut in Polen.

„Was ist los?“ sagt Tschirnitz und setzt sich.

Hr. Prower antwortet:

„Es herrscht Schneegestöber.“

Champagner steht auf dem Tisch, die roten Lampen sind angezündet, und alle reden ...

Mr. Prower erzählt von seinem Geschäft in Chicago, seinem Riesengeschäft in Chicago ... für drei Millionen wird jeden Morgen eingekauft, für drei Millionen jeden Tag produziert.

Aber an Madames Tischende (Madame ist in Weiß) wird von dem „Imperator“ gesprochen: Auf dem Deck sollen sich Gärten befinden, und ein Tanzsaal und ein Theater ...

Die Kuppeln des Saales klirren, als würden sie durch Eisregen gesprengt, und die Stewards müssen sich an die weißen Säulen klammern. Und der Boden wankt und der Stuhl unter uns und die Wände um uns und die Decke über uns und alle Gemälde.

„Die Rücklagen, mein Herr, die Rücklagen betragen fünfundzwanzig Millionen, allein die Rücklagen ... Und unser Umsatz (Mr. Prowers Stimme wird hitziger, fast metallisch im Klang) unser Um-

satz übersteigt anderthalb Milliarden ...“

„Und es sollen sich Aufzüge auf dem ‚Imperator‘ befinden, Aufzüge durch alle Etagen ... und ein Billardsaal. Ebenholz ...“

„Ja“, sagt der Berliner, „und ein neues System, ein neues wissenschaftliches System, so daß das Schiff niemals sinken kann.

Niemals. Das ist bewiesen.“

Madame hält einen Augenblick inne, während der Spanier in ihr Gesicht starrt.

„Und überhaupt keine Kojen, nur Betten, hängende Betten, in denen man die Bewegung des Schiffes nicht spürt.“

Das Horn tutet wieder wie ein Schrei durch den Lärm. Madame hat sich bekreuzigt.

„Was ist das, was sie spielen?“ fragt sie und dreht ihr leichenblasses Gesicht.

„Den Grafen von Luxemburg⁹, gnädige Frau.“ Und Tschirnitz' Teller rutscht unter seiner Gabel fort.

Aber auf einmal sprechen sie von Frauen, und der Referendar glaubt, daß die Kopenhagenerinnen die süßesten aller Damen seien. Aber der junge Österreicher lächelt: „Ach nein, ach nein, mit den Frauen in Westindien kann man sie nicht vergleichen – sie haben Kopfhaltung, die Frauen in Havanna ...“

Der Graf läßt dauernd mehr Champagner kommen, trinkt aber selbst Selters, während er von der Klagemauer in Jerusalem erzählt.

„Diese aufrechte Kopfhaltung haben alle spanischen Frauen ... und Büsten, Büsten, aber sie verblühen schnell.“

„Anderthalb Milliarden und einen Gewinn von 9 %.“

Ein paar Gläser fallen auf den Boden.

„Was war das?“

„Ein Glas.“

Alle sprechen zugleich: „Imperator“ und der Goldstrom gehen durcheinander. Andere sprechen von ihrem Heim in Nord und Süd. Die Hirtenbilder der Kuppel tanzen unter der Wucht des Sturmes.

„Nein, ich bin aus Thüringen“, sagt der Arzt, „weit drinnen im Land. Und ich habe in Jena studiert – wunderschöne Tage.“

Madame, die das vernimmt, erzählt von ihrer Villa in Biarritz.
„Es ist so schön in Biarritz und so nahe bei Spanien. Ich bin in Spanien aufgewachsen.“

„Gnädige Frau“, sagt der junge Spanier und beugt seinen Kopf,
„Sie sollten Havanna sehen!“

„Nein, gnädige Frau, ich stamme aus Dänemark“, erwiderte ich Mrs. Prower, die gefragt hat und einen Apfel schält, während ihre Finger ganz leicht zittern.

Und Mrs. Prower, die meinem Blick gefolgt ist, sagt:

„Ich bin ja viele Male verreist ... Es ist nur dieses Tuten, das ... meine Schwester kam auf dem Meer um.“

Ich habe mich erhoben.

„Gehen Sie?“ fragt Tschirnitz plötzlich und will folgen, aber bleibt doch.

In der Vorhalle steht der Buchhändler dicht an der Tür. Und hinter den starken Mahagonitüren lärmten Wind und Meer wie das Brausen durchgegangener Windmühlenflügel, und er beginnt, zu mir mit einer merkwürdigen Stimme zu sprechen, als wäre er erkältet.

Er hatte einmal – in Südamerika – einen Sturm erlebt; alles ging ineinander über, Himmel und Meer gingen ineinander über, und die Damen hatten bereits Rettungsringe umgelegt.

„Aber es entstand keine Panik“, sagt er, „ich glaube, mein Herr, daß – – ich glaube, die allgemeine Bildung verhindert dies.“

„Vielleicht!“

Der Buchhändler blieb stehen, aber kurz darauf sagte er:

„Aber man hat ja ... Man hat ja so viele Wertsachen an Bord –
–“

„Wertsachen?“

„Ja, Bücher, mein Herr. Für vierzigtausend Mark Bücher.“

Es sind viele Bücher. Gute Nacht!“

Unten in seiner Ecke steht der Erste Schiffskoch und friert, mit seinem Taschentuch um den Hals, an die schlingende Wand gelehnt.

„Guten Abend, Herr Schiffskoch!“

„Guten Abend!“

Ich blieb stehen.

„Aber“, sagt der Koch plötzlich, „Gefahr besteht keine.“

Und ich sehe auf einmal, daß er mit gefalteten Händen dasteht

...

Ich gehe weiter und treffe am Aufgang zum Damensalon Mrs. Prower. In ihrem Gefolge sind Mr. Prower und Mr. Ewans. Sie gehen zu ihrem Whist¹⁰. Im grellen Licht der Kandelaber sehen ihre amerikanischen Gesichter aus, als wären sie Masken.

Die beiden Boys haben einander die Arme um den Hals geschlungen und starren durch ein Luk auf das Meer, das nur aus weißem Schaum besteht. Weit weg, hinter dem Gang des Arztes, gehen die Zwischendeckler wie unsichere und schwankende Schatten.

Als ich wieder zu meinem Kajütengang hinauf komme, steht der Mann aus dem Norden in der offenen Tür als „Windschutz“.

„Sie hier!“ sage ich, „man hat Sie den ganzen Tag nicht gesehen. Sie waren weder beim Mittag- noch beim Abendessen.“

Der Mann aus dem Norden blickt hoch.

„Ich bin doch hier gewesen. Ich kenne sowohl die Stürme als auch die Menschen.“

Er bleibt stehen und starrt in das Dunkel.

„Aber heute nacht ist der Ozean böseartig.“

Und plötzlich schaut er mir ins Gesicht, grüßt, mit einem Zucken um seinen Mund.

„*Felicissime notte, signore!*“¹¹

Drinne im Gang schleicht Fritsche mit vielen Wasserkannen umher:

„Es ist schlimmes Wetter, ein sehr schlimmes Wetter“, sagt er, „aber ich hatte es ja vorausgesagt. Wenn ich es hier spüre – hier in meinen Knöcheln, dann weiß ich, es kommt ...“

Fritsche zittert, und Fritsche schleicht herum.

„Nun gute Nacht, gnädiger Herr!“ sagt er und schließt meine

Kajütentür.

Ich setze mich hin und versuche zu lesen, als es an meiner Türe klopft.

„Wer ist da?“

„Ich – Hugo.“

Hr. v. Tschirnitz kommt herein und stolpert an der Tür.

„Darf ich ein wenig hier bleiben?“ sagt er.

„Ja, sehr gern.“

„Aber reden kann ich nicht.“

„Ich auch nicht.“

Und wir sitzen auf dem wankenden Sofa, schweigsam, nebeneinander, vor dem großen Spiegel – vor unseren eigenen tanzenden Bildern.

Anmerkungen

1. „... Und ich lache laut“: Herman Bangs finanzielle Möglichkeiten für die Reise waren äußerst beschränkt. Mehrere Zeitungshonorare waren bei Reiseantritt ausgeblieben, so daß sein Freund Peter Nansen aushelfen mußte. In Amerika war Bang auf die Unterstützung seiner Landsleute angewiesen.

2. „Imperator“: Zur Imperator-Klasse gehörten die größten deutschen Passagierschiffe („Imperator“, „Vaterland“ und „Bismarck“). Auf Wunsch Kaiser Wilhelms II. wurde von der HAPAG bei „Imperator“ ausnahmsweise der männliche Artikel benutzt. Er wurde 1913 in Dienst gestellt und war größer als die „Titanic“.

Technische Daten (vor dem Umbau zur „Berengaria“):

Indienststellung: 24. Mai 1913

Bauwerft: AG Vulcan in Hamburg

Besatzung: 1 200 Mann, davon 350 Heizer

Vermessung: 52 117 BRT

Länge: 272,70 m. Breite: 29,40 m. Tiefgang: 11 m

Maschinenanlage: 4 AEG-Vulcan-Turbinen
Leistung: 45 588 kW (ca. 62 000 PS)
Passagiere: 1. Klasse: 592, 2. Klasse 972, Dritte Klasse 942, Zwischendeck 1772.
Höchstgeschwindigkeit: 24 kn = 44,5 km/h.
Letzte Reise unter HAPAG-Flagge am 8. Juli 1914.

Ab 1920 neuer Eigner die britische Cunard Line, 1922 als Berengaria in den Expreßdienst von Southampton nach New York übernommen, den es bis 1938 durchführte.

3. Kleinrusse: russisch-slawischer Volksstamm im südlichen Rußland, in Ostgalizien und im damaligen nordöstlichen Ungarn; anderer Name: Ruthenen.

4. Mark (hier: Goldmark): Kaufkraft 1 Mark etwa € 10; 4 Mark etwa € 40 (2012).

5. Westindien: wahrscheinlich ist Dänisch-Westindien gemeint. Es sind die westindischen Inseln St. Croix, St. Thomas und St. Jan, Teil der Jungferninseln. Sie waren vom 17. Jahrhundert bis 1917 dänische Kolonien (von dänischen Generalgouverneuren regiert) und wurden 1917 nach einer Volksabstimmung an die USA verkauft.

6. „Tristesses d’amour“: die Traurigkeit der Liebe; nicht näher bekannte Komposition.

7. „Transatlantisches Tageblatt“: vermutlich die Schiffszeitung.

8. Marconi, Guglielmo (1874–1937): italienischer Physiker und Erfinder; Pionier der drahtlosen Telegraphie und Radiotechnik. Nobelpreis für Physik im Jahre 1909.

9. „Graf von Luxemburg“: Operette (1909) des österreichisch-ungarischen Komponisten Franz Lehár (1870–1948).

10. Whist: Kartenspiel mit französischer Karte (52 Blätter) unter 4 Personen, wobei die einander Gegenübersitzenden Partner sind.

11. Felicissime notte, signore: (ital.) Eine angenehme Nacht, gnädiger Herr!